

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 33 [i.e. 32]

Artikel: Der alte Dienstmann

Autor: Bürki, Roland

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

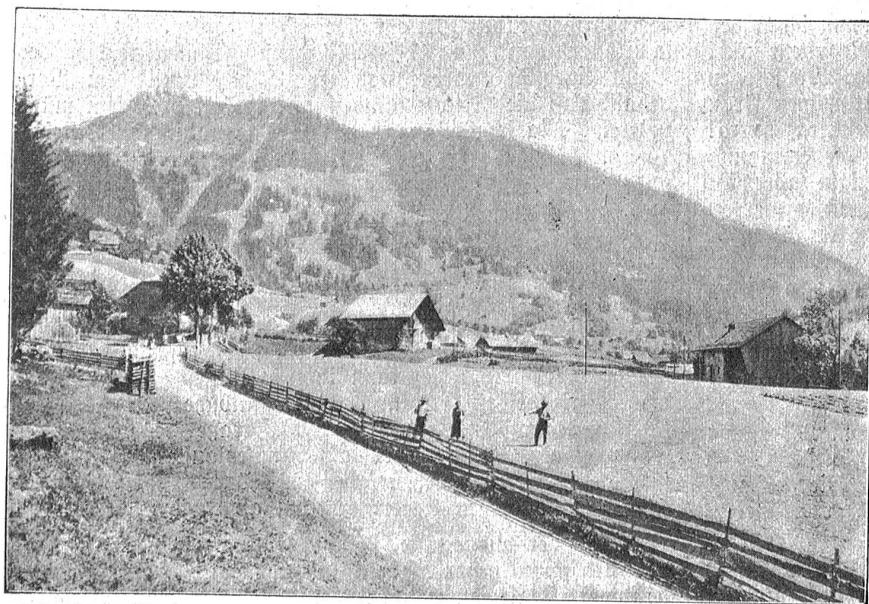
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jaunstrasse bei Weibelsried. — Ansicht gegen Plagersfluh und Paßhöhe.

Rohrmoosgraben bringen uns hinab auf die Grenze von Bern und Freiburg. Das Tracé windet sich durch die wil- den Felsen der Plagersfluh hinab durch sonndurchfunkelten Hochwald. Von links herüber grüzen, nein, schreden uns ab die unwirtlichen, zum Himmel ragenden Türme der Gastlosen, und wo der Wald den Blick frei gibt, träumen im weltverlorenen Weidetal die braunen Hütten von Abläntschen.

Hoch über dem am Abläntschensträhchens gelegenen Weiler Weibelsried verlassen wir den Hochwald und in gleichmäigigem Gefälle senkt sich die Straße nach den zu Jaun gehörenden Häusern von Rappelboden. Durch einen schmalen Engpass gelangen wir nach Jaun selber, dem Hauptort des gleichnamigen Tales, von welchem der Freiburger Chronist Franz Kuenlin sagt: „Schauer und Anmut herrschen im Tal, wo schwedenentstammtes Volk der vergangenen Zeit schlichteste Bräuche bewahrt. Dort, wo das Wasser in tosendem Fall den Schaum aus der Höhe sendet, erhebt sich der Burg trauriges Eulengesicht. Niemand nennt den Erbauer und stumm ist seine Geschichte. Niemand verlieh ihm, doch Ruf wenigen, späteres Geschlecht!“

Jaun ist ein in mancher Hinsicht interessantes Bergdorf mit ca. 400 Einwohnern, zwei Kirchen, einer alten, halb verwitterten unten am Bach und einer neuen, das Dorf beherrschenden gegen den Nüschenpass, der von hier in 4 bis 5 Stunden zum Schwarzensee hinüberführt. Ebenfalls gegen Norden liegen die Trümmer des Schlosses Bellegarde. Ein runder, unbedachter Turm sieht traurig auf Dorf und Tal hinab, das er einst beherrschte. Eulen, Räuze und andere besiederte und unbefiederte Geschöpfe der Finsternis mögen in dem zerfallenen Gemäuer ihr dunkles Wesen treiben. Und wenn wir nach dem Erbauer und den ersten Bewohnern fragen, so erwidert das Echo: das weiß niemand, die Geschichte ist stumm.

In welcher Zeit und auf welchem Wege das Jauntal besiedelt wurde, wissen wir nicht genau. Einzelne wollen in Jaun eine keltische Ansiedelung sehen, andere glauben, römische Ansiedler hätten sich vom nicht sehr weit entfernten Aventikum dahin ausgedehnt oder verirrt und wieder andere lassen die Jauner von sehr früh eingewanderten Schweden abtanzen. Doch wir wollen uns nicht weiter in geschichtliche Ungewissheiten und Vermutungen einlassen und betrachten wir Land und Volk, wie es sich uns heute bietet. In dem engen Bergtal von rund 15 Kilometer Länge wechseln Stellen von reizender Natur Schönheit mit wilden, großartigen Landschaftsbildern ab. Liebliche, anmutige Gegenden

liegen am Weg, wo Weidengebüsche das rasselnde, plätschernde Getümme des Wassers umranken und umwölben, und wiederum scheinen finster zum Himmel ragende Felsen den Ausgang des Tales zu sperren. Wir passieren die in lieblichem Talgrund gelegenen Weiler „Zur Eich“ — der Name soll von der einzigen Eiche herrühren, die im Tale steht — und „Im Gang“ Kurz unterhalb dieser lebten deutsch sprechenden Ansiedlung durchfährt man Bergsturzgebiet, die Chapelle du Pont du Roc steht verträumt am Weg, die Landschaft wird ernst, fast düster, schluchtartig. Wir stehen im Engpass von La Tzintre, auch als „Herkuleßäulen des Freiburgerlandes“ bezeichnet. Über die Tognebrücke fahren wir in großem Bogen in das lachende Gelände von Charmen hinauf, dem vielbesuchten Luftkurort. Ob der Name Charmen etwas mit „charme“ zu tun hat, könnte uns ein gewiefter Ethnologe vielleicht sagen; auf alle Fälle ist's so: „Charmen ist charmant“. Den Patres der ein-

zigen schweizerischen Karthause Balsainte an der Berglehne der Berra entbieten wir gehörenden Gruß, dann sezen wir über die prächtige Jadroz-Brücke und gelangen bald auf die aussichtsreiche Terrasse am Fuße der Ruine des Schlosses von Montsalvens. Links in der Tiefe liegt ein milchiger See mit vielen Buchten und Fjorden, ein Bierwaldstättersee im Kleinen. Es ist das Kraftwerk Montsalvens, gebildet durch Staumauer der Togne. Vor uns aber liegen wunderbar klar ausgebretet die lachenden Gefilde der untern Gruyère mit ihrem Grün von Matten und Wäldern, beherrscht vom alten Gruyèreschloß und dem wald- und weidenreichen Moléon. Steil hinunter geht's die „La Bataille“, wo La Fontaine die Fabel „Le Coche et la Mouche“ gedichtet haben soll, eine Brücke führt hinüber nach Broc, von wo aus wir wählen können zwischen „Cailler“, Gruyère und Bülle. Fürwahr, eine Fahrt über den Jaun bietet des Interessanten so vieles, daß es sich lohnt, einmal einen Versuch zu machen.

R. Sch.

Der alte Dienstmann.

Von Roland Bürki.

Ein goldener Sonntag war in München eingezogen, der Himmel breitete sein blaues Seidentuch weit über die schöne Isarstadt aus, und ein etwas derber Wind zauste die vielen Sonntagsausflügler, jagte in den Straßen weiße Staubwolken zusammen und trieb sie hoch an die grauen Häuser hinauf. Ich mischte mich auch unter die bunte Menge der Spaziergänger, spazierte Straß' auf, Straß' ab, besah hier ein kunstvolles Tor und dort ein schönes Haus und kam endlich auf einen ziemlich großen Platz, auf welchem Kastanienbäume fühlten Schatten spendeten. Zahlreiche Sonntagsausflügler saßen auf den Ruhebänken, einige unterhielten sich gemütlich plaudernd, andere blickten träumend vor sich hin und wieder andere beschauten gelassen die Vorübergehenden. Ich meinerseits machte auch meine Beobachtungen. Ein alter Mann mit staubigem, abgeschabtem, schwarzem Hut interessierte mich am meisten. Ganz allein saß er da und blickte mit seinen grauen Augen unaufhörlich und geistlos auf die gleiche Stelle, als ob er ein Loch in den Boden starren wollte. Ich setzte mich zu ihm auf die Bank. Ungezwungen streckte er seine Beine weit auf den Boden hinaus, und seine steifen Leinenhosen umschlossen sie wie zwei Ofenrohre. Einer seiner Schuhe hatte Hunger: Er streckte vorn bei den Zehen sein Maul ein wenig auf, und der andere

sah mit seinen vielen verstaubten Röhren und Beulen un-
säglich alt und traurig aus. Der Wind ging ziemlich fühl,
und der Alte zog seinen braunen Rock etwas enger zu-
sammen, stülpte auch den schmückigen Kragen auf und knöpfte
den Rock ein, doch mit Sorgfalt, daß die zwei Knöpfe,
die nur noch an einem Faden hingen, nicht abfielen. Wie
ein brauner Erdklumpen sah er jetzt aus, nur vorn am
Hals glühte das blau und weiß gefreiste Hemd neugierig
hervor. Jetzt drehte er sich um und gab mir einen scheelen
Blick. Wie kleine, graublaue Steinchen sahen seine Augen in
den Höhlen. Tiefe, braune Runzeln durchzogen seine Stirn,
welche aussah wie ein frisch gepflügtes Ackerfeld. Graue,
lange und kurze Stoppeln umwucherten in wirrem Durch-
einander sein Gesicht wie Unkraut, man wußte nicht recht,
war diese Wiese gemäht worden oder nicht, oder gar mit
einer Sense, welche nichts mehr schnitt. Der Alte gab mir
einen zweiten scheelen Blick. Und jetzt machte sein Mund,
aus dem drei Zähne hervorquollen wie alte Zaunpfähle,
die Fortsetzung von dem, was eben die Augen gesagt hatten.
„O je! wissen's“, sagte er, „wissen's, die Kunst, ach Gott!
Die Kunst —.“ Jetzt gab er wieder den Augen das Wort.
Ich fragte: „Ja, was ist denn mit der Kunst?“ Jetzt zog
sich auf seinem Gesicht ein drohendes Gewitter zusammen.
Es wetterleuchtete. Dunkle Wolken türmten sich auf seiner
Stirne, und um seine Mundwinkel zuckten Blitze. Gewitter-
schwüle brütete. „Nix!“ schleuderte er mir endlich mit un-
heimlicher Stimme entgegen, welche tönte wie grollendes
Donnern. Das war die erste Entladung. „Gor nix! Gor nix,
sag ich Ihne, gor nix is mit der Kunst von heitzutag! Die
Künstler können nix verkaufen und wollen nix mehr bezahlen
für die Moodel! Nix bezahlen wollen's, die Künstler!“
Das war die zweite Entladung, und dabei flog ein Sprüh-
regen über die drei Zaunpfähle mir mitten ins Gesicht.
Jetzt verzog sich das Gewitter, und schon träumte ein blaues
Stücklein Himmel aus der Ferne selig herüber. Und der
alte fuhr in gedämpftem Tone weiter: „Ach! Dees war
früher scheen! Dees war ganz anders, früher, zu meiner
Zeit — ach Gott!“ Dabei blickte er auf die Seite.
„Erzählen Sie, bitte“, sagte ich. „Tja ja!“ seufzte er viel-

verheißend. In seinen Augen ging ein geheimes Türchen auf, und ich sah plötzlich in zwei blaue Seelen.

Bedächtig kramte er jetzt eine zerbeulte Blechbüchse aus einer Rocktasche hervor, öffnete sie umständlich und schüttelte auf eine Hand zwischen Zeig- und Mittelfinger ein Häuflein Schnupftabak heraus. Aber — hupp! Im gleichen Augenblick erhaschte ein Wind das Häuflein Heu und trug es — hupp, hopp hopp, in tollem Spiel weit in die Luft hinauf. Verdrießlich brummt der Alte wie eine verstimme Drehorgel und macht einen zweiten Versuch. Mit unheimlicher Geschwindigkeit fährt er dann mit der Ladung zur Nase und — hinein damit in den Schornstein! Ein rotes Nasentuch wischt die letzten Tabaksblättchen weg. „So, jetzt ist man wieder ein Mensch! Also, wo sind wir geblieben? Aha! Erzählen soll ich von früher? Ja, aufg'waseen bin ich auf
em Land, und als ich so alt war wie Sie, hab' i g'heiratet und bin Dienstmännchen worden auf em Bahnhof in München. Geld ha'm mer nüd viel verdiant dabei; aber ich hab' was and'res g'macht, ich bin Moodel g'wesen.“ „Wie sagen Sie?“ unterbrach ich ihn. „Moodel (hier dehnte er das o noch länger) bin ich g'wesen bei n'em Künstler.“

„Aha! Modell sind Sie gestanden!“

„Ja, freilich, freilich! Moodel bin ich g'standen, o, Geld hab' i verdiant, harsackisch viel Geld, a ganza Haufen! O, dees war scheen! I hab' viel Künstler kennen g'lert, und die haben bezahlt. Ja, damals war die Kunst noch was, aber heit ist sie nix mehr, gor nix mehr, gor nix, gor nix! Die Künstler sind alle arm g'worden. Und wissen's, wer das Geld hat? Dia großen Herren haben das Geld, und dia hocken drauf und geben's nit weg!“

Bei diesen Worten stand er auf, drehte sich noch um und rief: „Aber wissen's, wenn ich an großer Herr wär, i würd's a so machen!“ Dann stelzte er davon.

Ich schaute dem originellen Münchner Kauz nach. Noch lange hörte ich seine Worte: „Heit ist sie nix mehr, gor nix mehr, gor nix! Aber wissen's, früher! — Moodel bin ich g'standen, — und Geld hab' i verdiant, a ganza Haufen. O, dees war scheen!“

Die Tat der Maria Veldamer.

Roman von Kurt Martin.

(5. Fortsetzung).

„Die beiden waren Feinde?“

„Ja. — Eine alte Geschichte spielt da.“

„Haben Sie auch gelesen, welche Motive Maria Veldamer für den Mord angibt?“

„Ja. Sie wollte ihrem abgewirtschafteten Bruder helfen. Es liegt ja alles sonnenklar! — Eberhards Verhalten ist unsinnig. Er sollte lieber an seine Forschungen denken! Das Mädchen hat ja alles gestanden. — Wozu haben Sie überhaupt diese Reise unternommen —?“

„Man will eben alles klarstellen.“

„Es ist doch alles klargestellt!“

„Im Grunde ja. — Nun, ich kann ja hoffentlich bald wieder abreisen.“

Als Paul Stein gegangen war, schritt Ernst Müller erregt auf und ab. Frau Alina sah ihn besorgt an.

„Was denkt du nun?“

„Dass es besser wäre, wenn dieser Herr Stein lieber geblieben wäre, wo er war.“

„Er spricht doch aber recht nett von unserem Patienten.“

„Ja! Und ist dabei vielleicht voller Hintergedanken. — Hast du nicht gehört? Ob Eberhard und Hombrecht Feinde waren, forschte er! Da hat er also schon überall daheim nachgespürt. Mit welchem Zuge Eberhard fuhr, wußte er auch! Und warum? Weil er jetzt auch Eberhard nicht mehr traut! — Das Telegramm war eine Dummheit!“

„Mein Gott! Man kann doch nun nicht etwa —“

Ernst Müller schlug erregt auf den Tisch. „Ja! Denn er hat, ehe er in der Zeitung von dem Mord las, kein Wort darüber gesagt, daß er etwas von diesem Verbrechen weiß. Erst als er davon las und dabei erfuhr, daß dieses Mädchen die Täterin sei, da wollte er auch etwas von diesem Verbrechen wissen.“

„Soso, vorher deutete er also mit keinem Worte an, daß er etwas von Hombrechts Ermordung wußte?“

„Nein.“

„Und Sie meinen, nicht die Tatsache, daß er nun plötzlich in der Zeitung von dem Mord las, habe ihn so erregt und veranlaßt, Ihnen von seinem angeblichen Wissen zu erzählen, sondern die Nachricht, daß man Maria Veldamer verhaftet hat, habe ihn so bewegt?“

„Ja.“

„Ihr Freund liebt Maria Veldamer?“

„Es muß wohl so sein. Er spricht sich mir gegenüber nicht über seine Gefühle für dies Mädchen aus; aber entschieden verbindet ihn nicht nur Freundschaft mit ihr.“

„Maria Veldamer behauptet aber, daß sie nur freundliche Beziehungen zu Dr. Römer unterhielt. — Nun, ich werde ihren Freund wahrscheinlich nicht viel zu quälen haben. Ich will nur hören, was er auszusagen hat, und dann prüfen, inwieweit diese Aussagen für den Mord und die Klarlegung seiner Motive von Wert sind. — Dr. Römer kannte übrigens auch Hombrecht.“

„Ja.“